

# Rauschende Musik – zerfallendes Land

## Hermann Hesse und das Buch Lü Bu We

von Jürgen Weber



© Dr. Jürgen Weber

Neuengörs 2011

Viel nahm Hesse auf von den literarischen und philosophischen Zeugnissen der chinesischen Kultur, deren hauptsächlichster Vermittler ihm Richard Wilhelm wurde. Es liegt nahe, dass vor allem die wichtigsten philosophischen Schriften des Altertums im Zentrum seiner Lektüre und Beschäftigung standen: Allen voran das *Daodejing* des Lao zi und die Anekdoten des *Zhuangzi* und *Liezi*, die Gespräche des Konfuzius und die kanonischen Bücher des Konfuzianismus *Menzius* und *Buch der Sitte* sowie das keinem dieser zwei Geistesströmungen zuzuordnende *Buch der Wandlung Yijing*. Bereits auf der Höhe seiner China-Kennerschaft lernt Hesse aber ein Werk kennen, das in der eigenen „literarischen Hierarchie“ der Chinesen bei weitem nicht so hoch steht wie die vorgenannten, das dem Dichter jedoch nicht minder wichtig wurde. Die Rede ist von einem Buch mit dem chinesischen Titel *Lüshi chungju*, von Richard Wilhelm wörtlich übersetzt mit *Frühling und Herbst des Lü Bu We*. Dieser Titel bedarf der Erläuterung. Die Wendung „Frühling und Herbst“ steht naheliegenderweise stellvertretend für den Jahreslauf, aber auch für den gesamten historischen Ablauf einer gesellschaftlichen Einheit. Er ist jedoch nicht im Sinne von „Vom Anfang bis zum Ende“ aufzufassen, sondern entsprechend dem Vorbild der Natur, der die beiden Begriffe ja entnommen sind, im Sinne des ewigen Fortentwickelns, der ewigen Wiederkehr, dem stetigen Wandel zu verstehen und im übertragenen Sinne für die Gesamtheit des Lebens. Modern ausgedrückt bedeutet „Frühling und Herbst“ eine Art Enzyklopädie. Mit diesem Begriff wird jedoch zugleich auch verwiesen auf ein Werk mit Namen *Chunqiu*, welches unter dem Titel „*Frühling und Herbst*“ die Ereignisse in dem Feudalstaat Lu Jahr für Jahr aufzeichnet und die Annalen des Staates Lu darstellt. Da dieses Werk dem Konfuzius zugeschrieben wird, erlangte es für die Chinesen Vorbildcharakter. Lü Buwei nun, dessen Name in dem Buchtitel genannt ist, ist keineswegs der Verfasser dieser Schrift, ja vermutlich hat er kein einziges Wort darin geschrieben. Er war nicht mehr und nichts weniger als der Auftraggeber, der Gelehrte und Praktiker um sich versammelte und diese anhielt, das Wissen der Gegenwart aufzuschreiben. Im chinesischen Titel steht folgerichtig auch gar nicht der ganze Namen Lü Buwei sondern es heißt korrekt *Frühling und Herbst aus dem Hause Lü*. Die Person Lü Buwei selbst ist für sich genommen sehr interessant, hat aber mit dem Gegenstand dieser Überlegungen nichts zu tun. Kurz gesagt: Lü war ein kluger, strategisch und praktisch denkender Politiker, der es bis zum Kanzler am Hofe des ersten Kaisers von China brachte, dem man sogar die Spekulation anheftete, dessen eigentlicher Vater zu sein, der aber später in Ungnade fiel und verbannt wurde. Trotz seines aufregenden Lebens wäre er vermutlich heute weitgehend vergessen, gäbe es sein *Lüshi chungju* nicht.

Dieses Buch ist also eine Art Enzyklopädie, nüchtern betrachtet aber auch ein Sammelsurium von Texten der unterschiedlichsten Ausrichtung, Themen und Zielen. Aus sinologischer Sicht besteht sein Wert vor allem als kulturhistorisches Dokument aus einer Zeit des Übergangs, des Umbruchs, nämlich des 3. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, in dem nicht nur die politische und militärische Vereinigung des Reiches erfolgte und China sich damit überhaupt als Einheit begriff. Es war auch die Zeit als die unterschiedlichen geistigen Strömungen z. B. des Konfuzianismus und des Daoismus noch nicht so streng geschieden waren und es diese vereinfachende Einteilung des chinesischen Denkens noch nicht gab. Dass das Buch des Lü Buwei Texte sowohl mit konfuzianischem als auch daoistischem Charakter, Beiträge in der geistigen Folge davon abweichenden Philosophenschulen des Mo Di oder Shang Yang enthält, zeugt von dieser Vielfalt des Denkens, das in der Lage ist, die unterschiedlichsten Ansätze zugleich zu berücksichtigen, anstatt sie gegenseitig sich ausschließen zu lassen. Bücher von der Art des *Lüshi chungju* gab es mehrere, doch dieses konnte als einziges vollständig die mehr als 2000 Jahre bis zur Gegenwart überleben.

Dass Richard Wilhelm nach seiner Übersetzung der wichtigsten klassischen Schriften Chinas als letztes großes Werk gerade nun dieses, eher abseitige Buch übersetzte, hängt möglicherweise damit zusammen, dass es im Gegensatz zu den chinesischen Klassikern noch niemals in eine westliche Sprache übertragen worden war. Wilhelms Übersetzung hat somit dieses Buch nicht nur den deutschsprachigen Lesern, sondern der ganzen

westlichen Welt erstmals erschlossen. Dieser Tatbestand ist es auch, der ihm großes Lob von wissenschaftlicher Seite einbringt. So schreibt der Sinologe Eduard Erkes bei der Rezension des Buches, dass diese Übersetzungsleistung,

*sicherlich als das Bedeutendste gelten muss, was er der Sinologie und dem an China interessierten Abendland überhaupt geschenkt hat.*

Wilhelm habe hier eine Schrift zugänglich gemacht,

*die bis jetzt weiteren Kreisen völlig unbekannt und auch von europäischen Sinologen nur gelegentlich gestreift worden war.<sup>1</sup>*

Derartige Überlegungen dürften Hermann Hesse wenig interessiert haben, war für ihn doch die unmittelbare Leseerfahrung von Bedeutung. Nach der Fülle von Texten aus dem alten China, die Hesse bereits gelesen hatte, wäre es nichts Ungewöhnliches, wenn er dieses neue Buch zwar wohlwollend aber dennoch wie etwas schon Bekanntes in die chinesische Ecke seiner Bibliothek eingereiht hätte. Doch weit gefehlt, er bespricht die Neuerscheinung ähnlich enthusiastisch, wie er dies etwa mit dem *Buch der Wandlung* getan hatte.

*In diesem Buch steht alles, was der Mensch zu wissen braucht, und vieles, was leider sehr wenige wissen.<sup>2</sup>*

urteilt er und an anderer Stelle

*Die ganze Weisheit des klassischen China hat in diesem Sammelwerk Platz gefunden...<sup>3</sup>*

Dabei kann er, durch das ausführliche Vorwort Wilhelms bestens informiert, Person und Werk kulturgeschichtlich richtig einordnen. Er schreibt

*Lü Bu We war keiner der großen chinesischen Denker, er steht bei den chinesischen Literaten in mäßigem Ruf, er war Minister und politischer Intrigant, vor bald zweitausend Jahren, und er hat sein großes Werk „Frühling und Herbst“ nicht selber geschrieben, sondern hat es von Gelehrten, deren Mäzen er war, schreiben lassen.<sup>4</sup>*

In mehreren Zeitungen preist Hesse dieses Buch an und gibt auch Zeugnis von der Rolle, die es in seinem privaten Leben spielte.

*die Lektüre ist ein großer Genuss. Ich verbringe gute Stunden mit diesem weisen und liebenswerten Buch.<sup>5</sup>*

Als er Ende des Jahres 1929 für die Zeitschrift *Das Tagebuch* die seiner Meinung nach besten Bücher des Jahres zusammenstellen soll, ist nicht nur der Lü Bu We dabei, er stellt ihn auch noch an die Spitze seiner Beliebtheitsskala:

*Dies war mir das liebste und wichtigste Buch dieses Jahres, ich habe einige Monate lang täglich darin gelesen.*

berichtet er und vergisst auch nicht, seine Dankbarkeit gegenüber dem befreundeten Übersetzer auszudrücken:

*Ein neuer Band von Wilhelms chinesischen Klassikern wiegt einige Kisten voll von unserer Literatur auf.<sup>6</sup>*

Hesse stellt das *Lüshi chungju* gar ebenbürtig neben die großen Klassiker des Lao zi, Konfuzius oder des *Yijing*.

Bei der Beschreibung seiner Bibliothek schreibt er über die weisen Schriften Chinas

*einige dieser Bände, etwa der Lü Bu We, der Konfuzius, der Dschuang Dsi, liegen mir immer griffbereit und werden, ebenso wie das I Ging, zuweilen geradezu wie heilige Orakel befragt.<sup>7</sup>*

Bei der Begeisterung, die sich in diesen Äußerungen ablesen lässt, würde man nun erwarten, dass aus dem Buch immer einmal wieder verschiedene Aspekte herausgegriffen würden und als Zitat oder Gedanke in entsprechende Überlegungen eingebettet würden. Doch Hesse hat für sich offensichtlich aus dem Buch nur einen Gedanken als grundlegend neu und über das bisher Bekannte hinausgehend entdeckt: die Ausführungen über die altchinesische Musiktheorie. Diese haben ihn fasziniert und ihn dazu angehalten, immer wieder auf die entsprechenden Stellen hinzuweisen.

<sup>1</sup> Eduard Erkes: Rezension des Lü Bu We, in: *Artibus Asiae* 3, 4 (1928-29) S. 253

<sup>2</sup> SW 19 S. 122, Sammelrezension (1929)

<sup>3</sup> SW 19 S. 129, Sammelrezension (1929)

<sup>4</sup> SW 19 S. 122, Sammelrezension (1929)

<sup>5</sup> SW 19 S. 122, Sammelrezension (1929)

<sup>6</sup> SW 19 S. 134, Sammelrezension (1929)

<sup>7</sup> SW 19 S. 266, Bücherausklopfen (1931)

*Es steht sehr viel über Musik in dem alten chinesischen Buch...*<sup>8</sup>

kommt Hesse gleich in seiner ersten Buchbesprechung auf das Thema zu sprechen, und darüber, dass es selbstverständlich in einem Staat, dessen Leiter nicht zutiefst musikverständlich sind, schief und traurig zugehen müsse. Musik beruht demzufolge auf der Harmonie zwischen Himmel und Erde. Sie lasse sich vollenden, wenn die Welt in Frieden und die Gesellschaft in Ordnung ist. Eine zentrale Stelle in diesem Werk ist:

*Alle Musik wird geboren im Herzen des Menschen. .... Darum, wenn man die Töne eines Landes hört, so kennt man seine Bräuche. Prüft man seine Bräuche, so kennt man seine Gesinnung. Schaut man seine Gesinnung, so kennt man seine Art. Blüte und Untergang, Würdigkeit und Unwürdigkeit, edle und gemeine Gesinnung, alles drückt sich in der Musik aus und lässt sich nicht verbergen. Darum heißt es: Tief ist der Einblick, den die Musik gewährt.*<sup>9</sup>

Der Gedanke, dass sich aus dem Zustand der Musik auf den Zustand des Staates schließen lässt, kommt nicht nur Hesses eigenem Musikverständnis entgegen, er sieht dies auch konkret auf die aktuelle Situation anwendbar. Er hält diese Theorie für so überzeugend, dass er manche Stellen aus dem Buch

*gern den heutigen Musikern zu lesen gäbe.*

Im Anschluss an diese Bemerkungen zitiert Hesse eine längere Passage, in der ausgeführt wird, dass überladene Musik zur Erschütterung der Nerven und zum Übersäumen des Lebens führe. Er zitiert weiter:

*Je rauschender die Musik, desto melancholischer werden die Menschen, desto gefährlicher wird das Land, desto mehr sinkt der Fürst. Rauschend genug ist ja eine solche Musik, aber in Wahrheit hat sie sich vom Wesen der Musik entfernt. Darum ist sie nicht heiter. Ist die Musik nicht heiter, so murt das Volk, und das Leben wird geschädigt.*<sup>10</sup>

Diese musiktheoretischen Aussagen faszinieren Hesse, sieht er doch darin Gedanken ausgesprochen, die er selbst schon zuvor in seinem Werk versuchte, darzustellen. In dem 1927 veröffentlichten *Steppenwolf* sieht die Hauptperson Harry Haller im Zusammenhang mit dem surrealistischen magischen Theater die Komponisten Richard Wagner und Johannes Brahms mit einer großen Menge schwarz gekleideter Menschen durch eine Ebene ziehen und sieht deren Musik (jeder der Menschen stellt eine überflüssige Note dar) als beispielhaft für die Dekadenz der gegenwärtigen Gesellschaft. Gerade Richard Wagner mit seinem ausladenden, schwülstigen, bewusst auf die Emotionen gerichteten Stil ist ihm verhasst, er ist für Hesse die Personifizierung dessen, was die in dem alten chinesischen Werk niedergelegten musiktheoretischen Aussagen bedeuten: dekadente Musik als Zeichen für eine dekadente Gesellschaft.

Besonders im Zusammenhang mit seinem Roman *Das Glasperlenspiel* und hier speziell bei der Abfassung der Einleitung werden Hesse diese musiktheoretischen Aussagen wichtig. Er stellt diese alte chinesische Theorie als die musiktheoretische Grundlage für die musikalische Praxis in Kastalien heraus. Wie wichtig ihm dieser Gedanke ist, zeigt die Tatsache, dass er auf eineinhalb Seiten seines Buches aus der alten chinesischen Schrift zitiert. Auch die Figur des Musikmeisters im *Glasperlenspiel* scheint wesentliche Eigenschaften der Lektüre des Lü Bu We zu verdanken<sup>11</sup>. Als er die Einleitung bzw. die drei verschiedenen Versionen der Einleitung schreibt, lässt ihn dieser Gedanke, wie Musik und Moral verknüpft sind, nicht los. So verweist er in einem Brief auf den „*eigentlichen Geist der echten Musik*“ hinter den bloß ästhetischen Fragen und schreibt:

*Darüber wissen und sagen die alten Chinesen mehr als unsere Musiktheoretiker.*<sup>12</sup>

Im Anschluss zitiert er die entsprechenden Passagen des Lü Bu We.

Diese chinesische Musiktheorie steht für Hesse fast stellvertretend für seine Weltanschauung, auch wenn es eigentlich gar nicht um Musik geht, führt er sie an. So zum Beispiel in einem Brief an Carl Gustav Jung, in dem er über dessen Glauben spekuliert. Hesse schreibt:

<sup>8</sup> SW 19 S. 122, Sammelrezension (1929)

<sup>9</sup> R. Wilhelm: Lü Bu We S. 73

<sup>10</sup> SW 19 S. 122, Sammelrezension (1929)

<sup>11</sup> s. weiter unten in dem Abschnitt über das *Glasperlenspiel*.

<sup>12</sup> Mat. Glasperl. I S. 94, Brief an Otto Basler (25.08.1934)

*Für Ihr Geheimnis haben Sie das Gleichnis der Chymie, so wie ich für meines das Gleichnis der Musik habe, und zwar nicht irgendeiner Musik, sondern eher das der klassischen. Im Lü Bu We, Kapitel 2, steht darüber alles Aussagbare merkwürdig scharf formuliert.<sup>13</sup>*

Fast zeitgleich antwortet Hesse auf die neutrale Frage, was er gemacht hätte, wenn er Drucker geworden wäre, durchaus überraschend mit der nicht gerade nahe liegenden Aussage:

*Zum Beispiel hätte ich längst auf einen schönen Bogen die Sätze über Musik und ihre Gesetze zusammengestellt, die man bei den alten Chinesen findet.<sup>14</sup>*

Als Ersatz, so Hesse, habe er die entscheidenden Passagen im Vorwort zu seinem *Glasperlenspiel* zitiert.

Bei all dem euphorischen Lob, das Hesse dem Buch zollt, überrascht es doch, dass er das umfangreiche Werk offensichtlich auf die wenigen musiktheoretischen Aussagen reduziert. Ja, der Name Lü Bu We ist ihm geradezu als Chiffre geworden für diese Gedanken, inhaltliche Aussagen aus dem Buch zu anderen Themen führt Hesse nirgends an. Dies ist möglicherweise dadurch zu erklären, dass viele Aussagen im *Frühling und Herbst des Lü Bu We* mit anderen Worten nur das wiederholen, was Hesse bereits in den konfuzianischen und auch daoistischen Klassikern gelesen hat, und dort häufig prägnanter formuliert.

Auch wenn die selektive Wahrnehmung Hesses in diesem Fall nicht vollständig erklärt werden kann, ist doch festzustellen, dass er mit der Heraushebung der musiktheoretischen Aussagen diesem alten chinesischen Buch eine gewisse Popularität verschafft hat; ohne ihn wäre womöglich Wilhelms Übersetzung nicht derart in das Bewusstsein der lesenden Öffentlichkeit gedrungen.

---

<sup>13</sup> Mat. Glasperl. I S. 96, Brief an C. G. Jung (Sept. 1934), Hesse gibt die Stelle ungenau an, tatsächlich handelt es sich um den 1. Teil, fünftes Buch, Kapitel 2.

<sup>14</sup> Ausgewählte Briefe S. 126, auch in: Mat. Glasperl. I S. 97, Brief an W. Stämpfli (25.09.1934)

